

Buchbesprechungen

Die »Erfindung« des Ich

ANDREA WULF: **Fabelhafte Rebellen – Die frühen Romantiker und die Erfindung des Ich**, C. Bertelsmann Verlag, München 2022, 528 Seiten, 30 EUR

Mit dem Untertitel »Erfindung des Ich« hat Andrea Wulf bei ihrem neuen Buch einen unterschiedenen Griff getan: So pointiert und herausfordernd von einem Begriff auszugehen, der rein gegenstandslos ist und von der landläufigen Wissenschaft bestenfalls als eine schillernde Größe gebraucht wird, ist mutig und weckt Interesse, zumal wenn man sich an ihr ausgezeichnetes Werk ›Alexander von Humboldt und die Erfindung der Natur‹ (München 2016) erinnert ... Indem sich der Titel auf seine *Erfindung* bezieht, bleibt zunächst offen, ob die Autorin dem Ich überhaupt ein eigenes Wesen zuschreiben und ein solches anerkennen will.

Schauplatz der spannend und höchst abwechslungsreich erzählten Genese des Ich ist das Jena in den Jahren um 1800, wo sich gleich ein Dutzend bedeutender Menschen immer wieder begegneten und in persönlichen, überpersönlichen und – in Einzelfällen – auch allzu persönlichen Fragen auseinandersetzen. Gemeinsam hatten alle diese Persönlichkeiten, dass ihr Sinnen und Wirken auf das Ich als eine neue und maßgebende Größe für die Bestimmung und Bildung des Menschen sowie für die (von der Französischen Revolution ausgehende) lang ersehnte Umgestaltung der Gesellschaft war. Und die Autorin zeigt sehr anschaulich, wie sich dieses Ringen um den Maßstab des Ich teilweise am Lebenspol, teilweise am Gedankenpol zutrug: Für einen Johann Gottlieb Fichte war diese Frage vor allem eine rein geistige; für Caroline Böhmer hingegen, die später mit August Wilhelm Schlegel und danach mit Friedrich Schelling verheiratet war, immer wieder die Frage der Existenzmöglichkeit in der Gesellschaft ihrer Zeit ... Der Blick auf Carolines Lebensgang prägt das Buch am stärksten,

was ihm wahrlich keinen Abbruch tut, auch wenn sie nicht die Prominenz eines Fichte oder eines Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat. Das Schicksal einer Frau, die selbstbestimmt leben will, war unter den damaligen Verhältnissen so herausfordernd, dass dieser Aspekt besondere Beachtung verdient ... Im englischen Original des Haupttitels ›Magnificent Rebels¹ wird die weibliche Form selbstverständlicher inkludiert als in der deutschen Übersetzung.

In Jena entstand innerhalb von zwölf Jahren ein Geflecht menschlicher Beziehungen, das als Katalysator für das Entstehen dieser Ich-Philosophie wirkte: Persönlichkeiten, die sich als Antipoden gegenüberstanden (wie Fichte und Schelling, vgl. S. 334ff.), die sich wechselseitig anregten und in ihren Ideen steigerten wie Goethe und Schiller. Mit der berühmten Begegnung dieser beiden am 20. Juli 1794 am Rande einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft beginnt Wulf sinnigerweise ihre Erzählung (vgl. S. 41ff.); das andere Ende der Klammer bildet die Schlacht von Jena und Auerstedt 1806, die auch geistig buchstäblich verheerend war, insofern sie die produktive Konstellation, von der das ganze Buch handelt, mit einem Mal beendete (vgl. S. 368ff); schlagartig verlor Jena seinerzeit an Bedeutung.

Außer den schon Genannten gehörten zu dem Kreis bzw. erscheinen in kurzen, von der Autorin nach chronologischen und inhaltlichen Gesichtspunkten kunstvoll zusammengestellten Episoden: Alexander und Wilhelm von Humboldt sowie Wilhelms Frau Caroline, Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg (Novalis) – alle zusammen eine kleine, ungemein produktive Gemeinde von Menschen, die sich stritten, bewunderten,

hassten, eifersüchtig machten, verliebten, in ihren Lebens- und Gedankenkämpfen beistanden, Tragödien und Hoch-Zeiten durchlebten – oder (wie Novalis, vgl. S. 176ff) als Solitäre eine kometenhafte Zugehörigkeit zu diesem Kreis pflegten; die schließlich allesamt durch die vielen starken Gegenüber in die Lage kamen, ihre eigenen Gedanken besser zu verstehen, sich zu prüfen und Neues hervorzubringen. Treffend hierfür ist der Begriff der »Geistesreibung«, den Schiller prägte (zitiert auf S. 356). Wulfs Fazit: »Die Ideen des Jenaer Kreises erzeugten Wellen, die sich [...] in die ganze Welt verbreiteten. Ihre Betonung der individuellen Erfahrung, ihre Beschreibung der Natur als lebendigem Organismus, ihre Ablehnung strenger Regeln in der Poesie und ihr Beharren darauf, dass die Kunst das einende Band zwischen Geist und Natur war, wurden zu beliebten Themen in den Werken von Künstlern [...] in ganz Europa und den Vereinigten Staaten.« (S. 402)

Andrea Wulf hat ihr Buch unter dem Eindruck der durch die Corona-Pandemie dramatisch zugespitzten gesellschaftlichen Fragen begonnen und kennzeichnet das »spannungsgeladene Verhältnis zwischen den atemberaubenden Möglichkeiten des freien Willens und den Fallstricken des Egoismus« (S. 37f.) als einen Ausgangspunkt für ihre Frage nach der

»Erfindung« des Ich; neben diesem gibt es aber auch ganz persönliche, in ihrem eigenen Werdegang liegende, die sehr fein und anschaulich beschrieben werden (vgl. S. 17ff.).

Heute sind wir gesellschaftlich mit völlig anderen Fragen befasst, von anderen Problemen gefordert als die großen Geister damals. Wulfs gründlich recherchierte und fein komponierte Erzählung, die immer darauf angelegt ist, die Vorgänge und Persönlichkeiten selber sprechen zu lassen, ist deshalb so anregend und ermutigend, weil sie aufzeigt, wie diese Menschen in der Lage waren, ihre Lebensfragen jederzeit in einen größeren, letztlich spirituellen Zusammenhang einordnen zu wollen, wie es Rudolf Steiner charakterisierte: »[J]ene energischen Denker [...] stehen da [...] wie letzte gewaltige Pfeiler, weil sie noch mit der menschlichen Erkenntnisfähigkeit haben weitergehen wollen als bloß bis zur Sinneserkenntnis und dem, was sich aus ihr erschließen läßt.«²

Johannes Roth

1 Auch dieses Buch der in England lebenden und arbeitenden Andrea Wulf ist, wie das über Humboldt, zunächst in englischer Sprache erschienen!

2 Rudolf Steiner: »Menschenfragen und Weltenantworten« (GA 213), Dornach 1969, S. 123.

Ersehnte Verwandlung

REINHOLD J. FÄTH: **Individuell bauen. Baubiologie und Ästhetik**, mit über 50 meist farbigen Abbildungen, Verlag der Kooperative Dürnau, Dürnau 2022, 107 Seiten, 28 EUR

Eine (von Ausnahmen bestätigte) Regel besagt, dass, wer baut, dreimal baut, bis sein Haus zu ihm »als dritter Haut« tatsächlich passt. Diese Regel ist Ausdruck einer weitestgehend gestörten und korrumpierten Beziehung zur gebauten Umwelt, die von der Forschung seit Langem konstatiert worden ist – angefangen von Alexander Mitscherlichs »Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden« (Frankfurt a.M. 1965) über Julia Gills »Individualisierung als Standard. Über das Unbehagen an der Fertighausarchitektur« (Bielefeld 2010)

oder Martin Düchs' »Architektur für ein gutes Leben. Über Verantwortung, Ethik und Moral des Architekten« (Münster & New York 2011) bis etwa hin zu Katharina Brichetti & Franz Mechsner »Heilsame Architektur. Raumqualitäten erleben, verstehen und entwerfen« (Bielefeld 2019), um nur einige vieler entsprechender Stimmen zu nennen. Allein, es passiert (fast) nichts. Die Architektur wird immer schrecklicher. Der Autor, der zum Thema ebenfalls mehrfach und instruktiv publiziert hat, hat nur einmal gebaut, doch sein Haus, das von Nach-

barn zuweilen als »anthroposophisch« (S. 100) bezeichnet wird, ist ihm (und seiner Frau) offenbar passgenau, wie er im vorliegenden Buch (das einige überarbeitete Kapitel seines 2007 erschienenem und inzwischen vergriffenen Werkes »Designtherapie« enthält) liebevoll und überzeugend im Kontext der Architekturtheorie und -geschichte darlegt. Bauen ist, wie Fäth zutreffend schreibt, ein Abenteuer, an dem, was gern vergessen wird, viele Menschen durch ihrer Hände Arbeit beteiligt sind, und für das ihm – neben vielen anderen – das Künstlerhaus des Amerikaners Wharton Esherick (1887–1970) Vorbild war (vgl. S. 98).

Bauen, als künstlerische und damit als soziale Aufgabe betrachtet, befreit individuelles Bauen vom Stigma unbezahlbarer Exklusivität, und rückt es in der Gesellschaft wieder an den ihm stimmigen Platz sinnvoller Notwendigkeit. Bis dahin aber muss, nicht nur aufgrund immer undurchsichtiger werdender Bauvorschriften, sondern auch hinsichtlich der individuellen Beziehung des Menschen zur gebauten Umwelt, noch viel geschehen; muss noch viel seelische Not der Gegenwart überwunden werden. Fäth, der sein Bauprojekt zugleich als Buchprojekt begriff (vgl. S. 14) und das Haus nicht nur konzipiert, sondern durch seiner Hände Arbeit entscheidend mitgestaltet hat (die hin-

ingelegte Liebe spürt man sogar noch anhand der Abbildungen), legt zu Recht viel Wert auf die Baumaterialien, wobei er sich insbesondere auf Hubert Palms Buch »Das gesunde Haus: Das Kranke Haus und seine Heilung« (Konstanz) 1977 bezieht (vgl. S. 16). Nicht nur seine Erfahrungen und Gedanken über »Bioglas« sind angesichts gegenwärtiger, die Gesundheit einträchtigender – weil das Sonnen- und Tageslicht verdunkelnder – Dreifachverglasungen erschütternd, da sie einmal mehr die Notwendigkeit dokumentieren, Bauen als Kunst und Architektur ganzheitlich zu betrachten, mithin die Beschränktheit des eigenen Denkens mutig fruchtbar zu überschreiten.

Fäths Holzhaus jedenfalls dokumentiert, dass sich Einsatz und Kampf in jedem Fall – auch für künftige Generationen – lohnen. Nicht das Geschriebene, nur noch das ganzheitlich Gebaute kann heute Anlass für die ersehnte Verwandlung in der Architektur sein. So möchte man – wie immer man persönlich zu Fäths Haus stehen mag – hoffen, dass der dem Haus zugrundeliegende Impuls künstlerischer Architektur tausendfach individuell Schule machen möge, ganz grundsätzlich aber auch in bezug auf Mehrfamilienhäuser. Nichts weniger als die Würde des Menschen verlangt dies.

Matthias Mochner

Sinnige Verschiedenheiten

HEINRICH SCHIRMER: **Die Linien des Lebens – Sechs Variationen eines Themas**, Verlag Ch. Möllmann, Borchten 2022, 76 Seiten, 13 EUR

Deutschlehrer sind dazu da, die Texte anderer zu lesen, ist man geneigt zu meinen. Am besten sollten sie alles kennen, was an Literatur, die diesen Namen wirklich verdient, geschrieben worden ist, mindestens so in den letzten fünf, sechs Jahrhunderten (Waldorflehrer sind obendrein natürlich noch für das Nibelungenlied und den »Parzival« zuständig); außerdem besteht das Metier der Deutschlehrer zu einem großen Teil darin, die Aufsätze ihrer Schüler zu lesen, zu korrigieren und dafür zu sorgen, dass diese immer lesenswerter werden.

Nun ist da Heinrich Schirmer aus der Gegend von Hannover, Waldorflehrer für Deutsch, Geschichte und alles Mögliche andere, einer von denen, die alles gelesen haben, vieles davon lieben und unheimlich interessant darüber sprechen können. Der liest, unterrichtet, korrigiert – und schreibt selber! Ganz schön mutig ... Die Schüler könnten das ja in die Finger kriegen, und erst die Kollegen! Mutig vor allem deswegen, weil sich im Schreiben der Mensch selbst ausdrückt, sich jenseits von durch den Beruf verliehener Würde, sozusagen

die Drei 4/2023

ohne Krawatte, zeigt. Wer selbst schreibt und dabei nicht Literatur imitiert, stellt sich selbst dar und manchmal sogar bloß. Zumal wenn er Geschichten, die im Alltag verhaftet sind, verfasst, wenn da etwa in Ich-Form die Rede ist von einem Mann, der sich in eine verheiratete Frau verliebt, dabei durchblicken lässt, dass es der Frauengeschichten viele zu berichten gäbe, jede anders gewürzt, wenn auch die alkoholisierten Getränke, die das (natürlich?) um Literatur kreisende Gespräch begleiten, ihren Auftritt haben, wenn unverzagt Gedanken und Gefühle an- und ausgesprochen werden, die alle haben, aber nicht alle aussprechen, ja vielleicht nicht einmal beobachten können.

Die Stärke von Heinrich Schirmers Erzählungen ist die Frische, die Unbedarftheit, ja Anspruchslosigkeit, mit der sie heraustreten. Hier spricht nicht der seriöse Akademiker, der Dr. phil., sondern der Mensch, der ein Leben lang studiert, gearbeitet, Erfahrungen gesammelt und verarbeitet hat, und der jetzt sagt: Ich bin ein kleiner Mann, ein Mensch, aber ich bin interessant dadurch, dass ich bin, deshalb erzähle ich euch jetzt etwas. Fast hört man die Aufforderung an jeden anderen mit: Tu das doch auch: Erzähle! Und, ganz wichtig, weil es um einen aus »unseren«, den anthroposophischen Kreisen, geht, der sich da als Schriftsteller zeigt: Hier weht und schlägt dem Leser nichts Tiefseinwollendes entgegen, es wird nicht gemystelt und gedeutelt, manchmal ist man gar in der Versuchung zu denken: Was will er jetzt damit? Oder: Will er überhaupt was damit?

Natürlich will er. Wer drei Jahre hintereinander Erzählungen veröffentlicht, die im scheinbar prosaischen Hier und Jetzt spielen und dieses verräteln, hat eine Intention. So auch in dem 2022 bei Ch. Möllmann erschienenen Büchlein: »Die Linien des Lebens – Sechs Variationen eines Themas«. Bevor wir uns dessen Inhalt zuwenden, sei noch bemerkt, dass es zwar löblich vom Verleger ist, diese kleine Ausgabe zu veröffentlichen, dass die Aufmachung aber bedauerlicherweise recht unattraktiv daherkommt. Das gewöhnliche Verhältnis ist, dass die Bücher besser aussehen, als ihr Inhalt es verdient. Hier ist es umgekehrt.

Aber nun zum Wesentlichen der sechs relativ kurzen Geschichten, die so verschieden sind, wie es in Hölderlins titelgebendem Gedicht »An Zimmern« thematisiert wird. Dort heißt es: »Die Linien des Lebens sind verschieden / Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen.«¹ Wege und der Berge Grenzen sind sozusagen total verschieden; was zunächst poetisch eingängig klingt und weder stört noch verstört, stellt sich einsetzender Nachdenklichkeit dar als Frage danach, weshalb Wege und der Berge Grenzen überhaupt in einer Gedichtzeile zusammen auftreten sollten. – Eben weil sie verschieden sind, das ist ihr Zusammenhang!

So wollen wir uns nicht die Mühe machen, den Zusammenhang dieser sechs Geschichten zu ergründen; wir würden bestimmt einen finden – aber es ist nicht nötig. Hier dürfen sie verschieden, zwanglos aufeinanderfolgend und unzusammenhängend nebeneinander stehen, und im Übrigen, wie es in dem Gedicht weiter heißt: »Was wir hier sind, kann dort ein Gott ergänzen.« Hoppla, da haben wir ihn doch, den Zusammenhang: Es geht nämlich in allen Geschichten darum, »was wir hier« – und jetzt – sind. Und darum, dass das Hier und Jetzt ergänzt werden will und muss.

Es könnten auch andere Geschichten sein als die vom Vater, der mit den Erlebnissen der russischen Kriegsgefangenschaft nicht fertig wurde und sein Trauma auf die unschuldigen Söhne vererbt; als die fast schwankhafte Kurzerzählung von der unantiken Amphore im Sommerferienmeer vor der sizilianischen Küste; als die von der Zwölfklässlerin, die als Antigone beeindruckte und dann ... Nein, lassen wir diese etikettierenden Nennungen, denn sie vernichten das Leben dieser unaufdringlich sinnigen Verschiedenheiten, deren Besonderheit gerade darin liegt, dass hier nicht zu klassifizierende Literatur produziert wird, sondern ... Aber auch das wollen wir offenlassen.

Lesen Sie die Geschichten eines Deutschlehrers, der Mensch ist und als solcher schreibt!

Christine Engels

1 www.textlog.de/hoelderlin/gedichte/an-zimmern